

FERN BRADY

LESE
PROBE

Strong
Female
Character

pcla



FERN BRADY

© Raphael Neal

FERN BRADY (Jahrgang 1986) ist eine schottische Stand-Up-Comedienne, Podcasterin und Schriftstellerin. Der Durchbruch gelang ihr 2022 mit ihrer Teilnahme an der britischen Show Taskmaster. Fern Brady wurde erst im Erwachsenenalter als autistisch diagnostiziert. Seither engagiert sie sich aktiv in der Aufklärung zum Thema Autismus. Sie lebt in London, ohne Mann und ohne Kinder.

In diesem Buch erzähle ich meine Wahrheit. Um die Privatsphäre anderer Personen zu schützen, habe ich Namen und weitere identifizierende Details durchweg geändert. Solltest du also meinen, jemanden in diesem Buch wiederzuerkennen, dann kann das nicht sein.

*What constitutes a problem is not the thing,
or the environment where we find the thing, but the
conjunction of the two; something unexpected in a usual place
(our favourite aunt in our favourite poker parlour) or
something usual in an unexpected place (our favourite poker
in our favourite aunt).*

Jeanette Winterson, Oranges Are Not the Only Fruit

1

Mehrmals in der Woche telefonierte ich lange mit meinem Dad, während er die zwei Stunden von seiner Arbeit in London zurück nach Hause pendelte. Bei einem dieser Telefonate erzählte ich ihm etwas, das ich vor einigen Tagen erfahren hatte. Mir graute davor, es anzuschneiden.

»Am Dienstag wurde bei mir übrigens Autismus diagnostiziert.«

»Wer hat dir das denn erzählt?« In seinem Tonfall schwang Unglaube mit.

»Eine Ärztin im Lorna Wing Centre, deren Spezialgebiet Autismus bei erwachsenen Frauen ist«, antwortete ich, sofort genervt, weil er annahm, jemand hätte es beiläufig erwähnt oder ich nur irgendeinen Onlinetest gemacht.

»Oh, okay. Der Verkehr in London is verrückt, was?«

(Als meinem Opa ein Bein amputiert werden musste, erzählte Dad das so locker nebenbei, als ginge es ums Wetter: »Opa liegt im Krankenhaus, und wir denken, dass sie ihm das Bein abschneiden werden.« Am nächsten Tag folgte ein Anruf mit einem nüchternen »Also, Opa is tot.«)

Ich tigerte in der Küche umher und versuchte, die Fassung zu bewahren, das Telefon immer noch gegen meine Wange gepresst.

»Weißt du, ich hatte da diesen Traum, in dem ich dir von der Diagnose erzählt habe, und du hast so untypisch mitfühlend und lieb reagiert, dass ich vor Lachen aufgewacht bin.«

»Ah ja. Ich hab geträumt, dass wir nicht genug Decken im Bett hatten und ich Julie darum gebeten hab, doch ein paar mehr zu holen, weil ich mir einen abgefroren hab.«

Ich fing an, die Spülmaschine einzuräumen, während er mir weiter von seinem Traum erzählte, ohne mein völliges Desinteresse zu registrieren. Ich wartete, bis er fertig war, und sagte dann: »Nun, man nimmt an, dass Autismus von einem Elternteil vererbt wird, und ich schätze, das beantwortet wohl die Frage, von wem ich es habe.«

»Von wem? Deiner Mutter?«, fragte er todernst.

Frustriert pfefferte ich ein Messer in den Geschirrspüler.

»Willst du mich verarschen? Von dir! Von dir, du Irrer! Ist dir schon mal aufgefallen, dass du keinerlei Fähigkeit besitzt, soziale Hinweise oder menschliche Emotionen zu deuten?«

Dad und ich waren uns insofern ähnlich, als wir

beide auf der Arbeit in Schwierigkeiten gerieten, weil wir den Leuten unverblümt ins Gesicht sagten, wenn sie mit etwas falschlagen. Wir hatten beide eine eigenartige Art zu kommunizieren.

Ich versuchte, mir seine Reaktion vorzustellen. Ich sah ihn vor mir, wie er entspannt vor sich hinfuhr und ausdruckslos aufs Navi schaute, absolut unbeeindruckt von alldem.

Verhalten fügte er hinzu: »Ich weiß nicht mal, was ein verdammter sozialer Hinweis ist.«

»Tatsache. Nun ja, so was in die Richtung wie: Wenn einen die eigene Tochter anruft und erzählt, dass bei ihr gerade Autismus diagnostiziert wurde, würde eine normale Person Sachen sagen wie ›Oh, und wie kam es dazu, dass du das hast untersuchen lassen? Wie fühlst du dich? Geht's dir gut?‹ Verstehst du? Irgendwas in der Art?«

Mittlerweile schrie ich. Ich unterhielt mich gerne mit meinem Dad, denn während ich meine Mutter wegen ihrer unberechenbaren Launen mit Samthandschuhen anfassen musste, konnte ich ihn einfach anbrüllen, ohne dass ihn das emotional auch nur ansatzweise aus der Fassung brachte.

»Also, ich hoffe, sie haben deine Mutter verhaftet.«

Keine Ahnung, warum ich diesen Computer immer wieder mit den gleichen Informationen fütterte und ein anderes Ergebnis erwartete. Er war dazu nicht in der Lage.

»Warum sollten sie das tun? Mum fühlt sich schuldig, weil ihr mir keine Unterstützung besorgt habt, als ich jünger war.«

»Sie ist die verdammte Autistin!« Dad benutzte das Wort nun fröhlich wie ein Kind, das ein neues Schimpfwort gelernt hatte.

»Das glaube ich nicht. Sie hat ziemlich normal und menschlich auf das Ganze reagiert und war mir eine Riesenhilfe.«

»Sicher«, sagte er, klang aber abgelenkt. An seinem veränderten Tonfall merkte ich, dass er seine Nachrichten checkte.

Tatsächlich weinte Mum seit meiner Diagnose viel. Schuldgefühle quälten sie, und sie wiederholte unablässig, wie offensichtlich meine autistischen Züge immer gewesen waren: dass ich als Baby weder gehalten noch gekuschelt werden wollte. Dass ich besondere Interessen gehabt hatte, wie zum Beispiel mir mit acht selbst Dänisch beizubringen. Oder dass ich komplett ausrastete, weil ich das Gefühl bestimmter Kleidungsstücke auf meiner Haut nicht ertrug. Es machte ihr zu

schaffen, dass die Anzeichen nicht nur übersehen, sondern mir als absichtlich schwieriges Verhalten ausgelegt worden waren. In meiner Kindheit und Jugend hatte man mir immer wieder gesagt, dass ich sehr, sehr clever, aber auch sehr, sehr böse sei – und dennoch konnten weder meine Mutter noch mein Vater nachvollziehen, warum mir nun ein Job Spaß machte, bei dem mir Menschen abwechselnd zujubelten oder mich ausbuhten.

»Ich warte immer noch darauf, dass du etwas Normales sagst, Dad. Noch kannst du.«

Am anderen Ende der Leitung konnte ich die Zahnräder in seinem Kopf förmlich rattern hören.

Es entstand eine Pause.

»... Was hast du heute zu Abend gegessen?«, versuchte er es.

Ich lehnte die Stirn gegen einen Küchenschrank, während ich eine Schublade öffnete und wieder schloss, die ich im Lauf der Jahre mehrfach zertrümmert hatte und die seitdem nicht mehr richtig funktionierte.

»Pad Thai.«

»Nie gehört.«

Als ich mit fünfzehn das erste Mal depressiv wurde, hatte mich mein Dad eines Abends hysterisch

weinend vorgefunden und panisch meine Mutter angeschrien: »Sie werden sie ins Scheiß-Carstairs stecken!« Carstairs ist eine Hochsicherheitspsychiatrie in Schottland, in der man Serienkiller wegsperrt, die Dinge getan hatten wie Menschen bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen. Stattdessen diagnostizierte unser Hausarzt halbherzig eine Zwangsstörung und eine Depression, nachdem ich ihm mitgeteilt hatte: »Ich habe zwanghafte Routinen, und es geht mir schlecht, wenn ich sie nicht befolgen kann. Ist das eine Zwangsstörung?« In der Überweisung an die beratende Psychiatriefachstelle vermerkte er: »Sagt, sie sei schon immer seltsam gewesen.«

Kurz nach meinem sechzehnten Geburtstag entließ ich mich selbst aus der Jugendpsychiatrie, las das *DSM-Handbuch*¹ von vorne bis hinten durch und wurde zur Psychiatrie-Expertin. Ich glaubte nicht, dass ich eine Zwangsstörung hatte, weil ich keine Angst hatte zu sterben, sollte ich mir nicht fünfzehnmal hintereinander die Hände waschen

¹ *DSM-IV – Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association, 1994. Eine deutsche, über die Jahre immer wieder aktualisierte Ausgabe, ist bei Hogrefe Verlag, Göttingen erschienen.*

können. Wenn ich es mir recht überlege, fiel es mir schwer, überhaupt daran zu denken, mich zu waschen, wenn ich mal wieder vier Stunden am Stück abtauchte, um Französisch und Italienisch-Vokabeln zu büffeln. Die öffentliche Wahrnehmung von autistischen Menschen basiert dermaßen auf dem Stereotyp von Männern, die Züge oder Wissenschaft lieben, dass viele Frauen durchs Diagnostikeraster fallen und stattdessen schlicht als fleißig gelten.

An meinem Witz von einer Schule dachten die Lehrkräfte bei Problemkindern automatisch an störendes Verhalten. Jemand, der zu viel lernte, kam in dieser Gleichung nicht vor, selbst wenn es in einem Nervenzusammenbruch endete. Erst jetzt verstehen immer mehr Gesundheitsfachleute, dass sie bei der Begutachtung von Mädchen auch auf die *Intensität* eines Interesses achten müssen und nicht nur darauf, wie ungewöhnlich dieses Interesse erscheint.²

Anders als viele Zwangserkrankte ging ich nicht davon aus, dass meiner Familie etwas zustoßen würde, wenn ich nicht gewisse Rituale befolgte –

² Attwood, Tony: *Aspergers in girls*:

<https://www.youtube.com/watch?v=wfOHnt4PMFo>.

und außerdem hasste ich meine Familie sowieso. Sie war dermaßen laut, dass ich mich abends regelmäßig damit beruhigen musste, immer wieder gegen die Wand meines Schlafzimmers zu schlagen oder mich stundenlang in meinem Schaukelstuhl hin und her zu wiegen. Zu keinem Zeitpunkt kam jemand auf die Idee, dass dieses lehrbuchhafte Verhalten auf irgendetwas anderes hindeuten könnte als darauf, dass ich gehörig nervte. Doch eines Tages, als ich meine Mittagspause wie üblich allein in der Schulbibliothek verbrachte und das DSM las, stieß ich auf den Begriff Asperger-Syndrom. Beim Lesen der Definition erstarrte ich. Sie passte perfekt auf mich.

In der Woche darauf sprach ich bei meinem Arzt die Möglichkeit an, Autistin zu sein.

»Das kann nicht sein«, grinste er, voll von diesem überschäumenden unangebrachten Selbstvertrauen, das viele medizinische Fachkräfte an den Tag legen. »Du hältst Augenkontakt mit mir, richtig? Und du hast erzählt, dass du einen Freund hast. Also, nein, du erfüllst die Kriterien nicht.«

Heute weiß ich, dass die diagnostischen Kriterien für Autismus beinahe ausschließlich auf Hans Aspergers Forschung zu männlichen Autisten beruhten – und, Überraschung, keiner von denen

hatte einen Freund, denn es handelte sich um achtjährige Jungen im Wien der Vorkriegszeit. Ich erfüllte die Kriterien nicht, da ich Augenkontakt herstellte, und sowieso war ich eine Superschülerin, die soeben an der Edinburgh University angenommen worden war, um Arabisch und Persisch zu studieren – wo genau war also mein Problem?

Warum ich mich für diese Studienfächer entschied, obwohl ich mich bisher kein Stück dafür interessiert hatte, den Nahen Osten zu bereisen oder darüber zu lesen, hinterfragte kein Mensch. Niemand fand es komisch, dass ich für das sechste Jahr der Highschool aus eigenem Antrieb die Schule wechselte, um »zum Spaß« noch den höchsten Schulabschluss, die Highers, in Spanisch und Französisch dranzuhängen, obwohl ich bereits nach dem fünften Jahr die Unizulassung in der Tasche hatte. *Hätte* mich jemand gefragt, warum ich ausgerechnet diese Fächer wählte, dann hätte ich erklärt, dass mir in der Schule schlicht die interessanten Sprachen ausgegangen waren und ich mich deshalb bei der zentralen Studienplatzvergabe für Sanskrit, Arabisch und Japanisch beworben hatte. Ich wollte keine fremden Orte besuchen, sondern lediglich herausfinden, ob ich all die neuen Verbformen draufbekäme. *Hätte* mich jemand gefragt,

hätte ich gestanden, dass ich eigentlich gar nicht reisen wollte und zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahren von sämtlichen Familienurlaube ausgeschlossen war, weil ich sie in der Regel ruinierte. Mittlerweile weiß ich, dass eine Abneigung gegen Urlaub bei autistischen Menschen sehr weit verbreitet ist – die Routinen geraten durcheinander, man weiß nicht, was auf der Reise auf einen zukommt, und die Lichter und der Lärm am Flughafen stellen eine besondere Art sensorischer Hölle dar, genau wie der extreme Temperaturwechsel bei der Ankunft. Mir geht es am besten, wenn alles gleichbleibt. Wie ich höre, besteht der Reiz am Wegfahren für viele Menschen darin, Neues zu erleben und Abstand vom alltäglichen Einerlei zu bekommen. Meine Familie war sich also einig, dass ich einfach ein Arschloch war. Und weil ich mir selbst nicht erklären konnte, warum ich im Urlaub so unglücklich war, blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen zuzustimmen.

Nachdem ich das Studium zweimal abgebrochen und wieder aufgenommen hatte, fing ich an, für die Unizeitung zu schreiben. Meine unbezahlten Praktika bei verschiedenen Medien finanzierte ich mir nebenbei schwarz als Stripperin. Als ich bei einem Kulturmagazin arbeitete, erhielt ich den

Auftrag, Stand-up-Comedy auszuprobieren, um einen Artikel darüber zu schreiben. Die nächsten zehn Jahre verbrachte ich damit, mir eine Karriere in der Stand-up-Comedy aufzubauen. Auch mein journalistisches Aufbaustudium in England, wofür ich nach meinem Bachelor sogar ein Stipendium bekommen hatte, brach ich dafür ab.

Die Menschen in der englischen Comedy-Szene nahmen mich anders wahr; meine Schüchternheit missverstanden sie als Gleichgültigkeit, und die ängstliche Unruhe, die mich permanent im Griff hatte, hielten sie für Wut. Mir wurde klar, dass meine laute, heisere Stimme dümmlich klang und auf viele Menschen in England aggressiv wirkte, also verlegte ich mich auf eine neue, nicht wiederzuerkennende Version meiner Selbst als wütende und ordinäre Schottin. Viele Veranstalter in der männlich dominierten Comedy-Szene betatschten die weiblichen Acts gerne, daher erschien es mir als Frau klüger, ihnen mithilfe überholter nationaler Stereotype Angst einzujagen, als zu versuchen, ich selbst zu sein.

2017 war ich für Dreharbeiten zu einer Reise-reportage in Europa unterwegs. Bei einem Auftritt in Berlin scherzte ich auf der Bühne darüber, dass ich nicht mit anderen Frauen klarkam, aber keine

Ahnung hatte, warum das so war. Nach der Show sprach mich eine schüchterne Frau an: »Was du da gesagt hast, dass du nicht zu anderen Frauen passt, das klingt wie die Beschreibung einer Autistin. Lies doch mal das Buch *Aspergirls*.³ Bitte.«

Ich erwähnte meinem Freund gegenüber, dass mir jemand aus dem Publikum gesagt hatte, ich könnte das Asperger-Syndrom haben, und gab ihm zu verstehen, dass ich das Buch nicht lesen wollte. Er fing sofort an, sich über das Thema zu informieren.

»Das bist du. Das ist eine 1:1-Beschreibung von dir.«

»Meine Freunde glauben nicht, dass ich es habe.«

»Ja, aber ... du benimmst dich auch wie eine ganz andere Person, wenn du mit ihnen zusammen bist. Ich habe dich schon in sozialen Situationen erlebt, in denen du dich wahnsinnig anstrengen musst, um zu verstehen, was vor sich geht, um der Unterhaltung zu folgen. Und wie du dich in Zügen und Flugzeugen verhältst ... wenn du mit den Händen an die Fenster und Sitze schlägst?«

»Oh. Ja. Das.«

³ Deutsche Ausgabe: Simone, R.: *Aspergirls, Die Welt der Frauen und Mädchen mit Asperger*, München: Beltz, 2012.

Ich wusste, dass ich es hatte. Nichts war mir je klarer gewesen. Aber der Psychiater hatte behauptet, dass ich auf keinen Fall Autistin sein konnte, da ich schon Beziehungen gehabt hatte. Entweder nahm er an, dass alle autistischen Menschen unattraktive Meeresungeheuer ohne Interesse an ernsthaften Beziehungen waren, oder er traute meinen Partnern irrtümlicherweise zu, in mir die Autistin zu erkennen und nicht einfach ein *Manic Pixie Dream Girl*. Ein Typ hatte mich einmal eine »hinreißende Spinnerin« genannt, und ich wusste instinktiv, dass das positiv war – dass der »hinreißende« Teil ein mögliches Unbehagen am »Spinnerin«-Teil auszugleichen half, wenn auch nur für kurze Zeit. Als ich der Ärztin davon erzählte, die mir zwanzig Jahre später endlich die Diagnose stellte, verdrehte sie verzweifelt die Augen, noch ehe ich den Satz beendet hatte. »Sie werden nicht glauben, wie oft wir das von Frauen hören«, sagte sie.

Auf dem Europatrip gab mir jemand aus dem Filmteam Xanax, damit ich auf dem Rückflug schlafen konnte. Ich hatte das Medikament noch nie ausprobiert und war überrascht von der absoluten Ruhe, die ich empfand. Der Typ setzte mich in Kontakt mit seiner Quelle, und ich kaufte jede

Menge davon. Ich nahm an, dass das wohl notwendig war, da ich diese seltsame Angewohnheit hatte, zu Hause auszuticken und meine Möbel kurz und klein zu schlagen. Ich war mir nicht sicher, warum ich das tat. Meinem Freund, einem sehr ruhigen, ausgeglichenen Iren namens Conor, der in einer Gegend beinahe klösterlicher Ruhe am Meer aufgewachsen war, machte das Angst. Schon am Anfang unserer Beziehung war ihm aufgefallen, dass ich keine Redewendungen verstand; es verwirrte ihn, weil ich sonst sehr gut mit Sprache umgehen konnte.

Ich wusste, dass ich es hatte.

pola-Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:

»Strong Female Character«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2023 by Fern Brady

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2024 by

Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Textredaktion: Anna Valerius, Köln

Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille, Köln

Umschlagmotiv: © Raphael Neal

**WENN DAS LEBEN
WIDERSPRÜCHLICH
IST,
BRAUCHST DU BÜCHER,
DIE DAS VERSTEHEN.**

📍 @pola_stories

www.pola-stories.de

pola.fühl ich.

»Brutal ehrlich, unfassbar witzig, großartig erzählt«

THE GUARDIAN

»Wer sich schon einmal bis zur Besinnungslosigkeit betrunken und am nächsten Tag gelacht hat, wenn Freunde erzählt haben, was man am Abend zuvor für dummes Zeug geredet hat, kann sich ungefähr vorstellen, wie sich Autismus für mich anfühlt: wie eine sehr lange durchzechte Nacht voller Blackouts, nur dass es keine gesellschaftlich akzeptierte Entschuldigung für meine Entgleisungen gibt und niemand lacht.«

Schon als Teenager wusste Fern Brady, dass sie anders war. Als sie zufällig über Autismus las, wusste sie, warum. Hier war die Erklärung für ihre Ausraster, ihre Wahrnehmungsstörungen, ihre soziale Unbeholfenheit – und sie sagte das auch ihrem Arzt. Doch erst mit vierunddreißig erhielt sie die Diagnose. Schonungslos ehrlich und mit viel Witz erzählt sie von den Jahren davor, von ihrem Leben zwischen Sexismus und Autismus und davon, wie sie ihre Stimme fand.

Ein kraftvolles Plädoyer für weibliche Selbstbestimmung

Übersetzt von Doreen Reeck

p o l a . f ü h l i c h .